

Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Aids – Forschung
Band 1

Herausgegeben von
Dr. Wolfgang Heckmann
Dr. Hans Jäger
Prof. Dr. Dieter Kleiber
Dr. Rolf Rosenbrock

Rolf Rosenbrock
Andreas Salmen (Hg.)

Aids-Prävention

Berlin 1990



menschlichen, die sich primär als Interessenvertretung für Betroffene ver-
stehen.

Selbsthilfe-Zusammenschlüsse wollen in der Regel auch soziale und politische Partizipation. Studien zu diesem Bereich sind uns bisher nicht bekannt. Ansätze für Städte-Fallstudien aus dem Gesunde-Städte-Projekt der Weltgesundheitsorganisation erscheinen uns jedoch als vielversprechender Anfang, die Selbsthilfe-Zusammenschlüsse im Kontext lokaler Gesundheits- und Sozialpolitik zu studieren (vgl. insbesondere Villalbi 1988; Phair 1989).

Insgesamt ist festzustellen, daß es - trotz einer Vielzahl von praxis- und politikrelevanten Fragestellungen und Problemen - bisher mit Ausnahme der Arbeiten von Wübker (1988), Friedmann et al. (1987) sowie Villalbi (1988) keine Untersuchungen gibt, die sich ausdrücklich mit Selbsthilfe-Zusammenschlüssen und ihrem Beitrag zur Gesundheitsförderung beschäftigen.

Abschließend auch noch eine kurze Stellungnahme zu den Methoden (vgl. hierzu auch Kriesi 1982): Die alte Streitfrage, ob qualitative oder quantitative Methoden besser geeignet sind für Studien im Bereich der Selbsthilfe-Zusammenschlüsse, läßt unseres Erachtens nur eine Antwort zu: Es kommt auf die Fragestellung und die Möglichkeiten des Zugangs zum Feld an.

Wenn in diesem Bereich überhaupt Maximen möglich sind, dann

- erstens die Forderung, daß Methodenvielfalt am besten für ein neues Untersuchungsfeld geeignet ist,
- zweitens, daß der Anwendungsbezug auch in der Grundlagenforschung vorhanden und transparent sein muß, damit "Beforschung" in einem problembeladenen Bereich wie Aids sich überhaupt glaubwürdig legitimieren kann und
- drittens, daß "responsive" bzw. "interaktive" Forschung, das heißt Forschung mit Betroffenen eher als Forschung über Betroffene, die adäquate Herangehensweise bei Menschen ist, die häufig negative Erfahrungen mit "Professionellen" und "Wissenschaft" gemacht und entsprechend viel Mißtrauen aufgebaut haben (vgl. Trojan 1987).

In der Vergangenheit hat sich eindeutig gezeigt, daß in der Selbsthilfeforschung und -förderung sowohl in der Bundesrepublik als auch international die Wissenschaft eine "Scharnierfunktion" zwischen Laien und Professionellen sowie zwischen informellen und formellen Hilfesystemen innegehabt hat. Dies könnte auch für den Aids-Bereich so sein.

Jürgen Gerhards

Die soziale Dimension sexuellen Handelns und die Bedingungen von Safer Sex

Wie Menschen sexuell handeln hängt nicht nur - und ich würde vermuten, nicht in erster Linie - von der Psycho-Logik, den Wissensbeständen und der seelischen Dynamik jedes einzelnen ab, sondern von der Sozio-Logik, den eingelebten Interaktionsstrukturen, Rollen und Normen zwischen Partnern. Will man die Bedingungen und die Probleme der Praktizierung aidspräventiven, risikoarmen sexuellen Verhaltens verstehen, so muß man das für eine Gesellschaft typische soziale Interaktionsmuster für Intimität verstehen. Denn in das soziale Regelsystem für Intimität müssen sich risikoarme Handlungsweisen einbetten lassen, hier liegen die Anknüpfungspunkte und die möglichen Schwierigkeiten für die Thematisierung und Praktizierung von Safer Sex. Eine intendierte Beeinflussung mittels Aufklärung setzt deshalb eine genauere Kenntnis von Intimitätsmustern voraus.

Nun gibt es sicherlich nicht das Intimitätsmuster, sondern unterschiedliche soziale Regelsysteme von Intimität. Ich möchte mich auf eine theoretische Rekonstruktion des dominanten Strukturmusters heterosexueller Beziehungen beschränken, das gleichsam als Dachkultur unterschiedliche Subkulturen in Richtung bringt und in ihrer Ausrichtung mitbestimmt (ausführlicher vgl. Gerhards 1989).

I. Romantische Liebe als Idealtypus von Intimität

Das für unsere Gesellschaft typische Intimitätsmuster für heterosexuelle Beziehungen ist trotz Plausibilitätseinbußen weiterhin durch das Ideal romantischer Liebe bestimmt. Romantische Liebe bildet den kulturellen Code der Ausdifferenzierung eines autonomen Sinnzusammenhangs "Intimität" (vgl. Luhmann 1982; Tyrell 1987). Dieser konstituiert ein Handlungsfeld für Liebe, das allein durch die emotionalen Präferenzen der

Liebenden bestimmt ist, und verteidigt dieses Feld gegenüber externen Definitionsmächten (Familie, Politik, Ökonomie). Sexualität wird in diesen sich für Intimität ausdifferenzierenden Bereich einbezogen, erst innerhalb eines Liebesverhältnisses findet Sexualität ihren Platz. Das Besondere romantischer Liebesemantik besteht darin, daß sie die Autonomie von Intimität nach außen postuliert, den als privat und damit autonom definierten Bereich der Intimität aber nach innen hin unstrukturiert beläßt und der Ausgestaltung durch die Intimitätspartner anheim stellt. An sozial definierten Handlungsmustern für intime sexuelle Interaktionen, an Ritualen des Kennenlernens und der Kommunikation über eigene Bedürfnisse und Wünsche mangelt es – der durch das Ideal romantischer Liebe definierte Bereich für Intimität bleibt sozial unterstrukturiert.

Geht man davon aus, daß soziale Regelsysteme für die Akteure Handlungs- und Erwartungssicherheit bedeuten und entsprechend notwendig für eine wechselseitige Abstimmung sind, so kann man in diesem Sinne den Bereich der intimen Kommunikation als problematischen Bereich, weil mit hohen Unsicherheiten verbunden bezeichnen. Eine Kennzeichnung von Intimität durch das Merkmal der kommunikativen Unsicherheit mag auf den ersten Blick erstaunen und als überzeichnet gelten. Vergleicht man aber den Bereich der Intimität mit der kommunikativen Strukturiertheit, die vor allem durch symbolisch generalisierte Medien (Macht, Geld, Wahrheit) in anderen Sinnsystemen erreicht wird, dann mag eine solche Kennzeichnung plausibel erscheinen.

Der anomische Charakter von Intimität verschärft sich, wenn zwei Zusatzbedingungen hinzukommen:

1. Mangelt es der Semantik romantischer Liebe einer sozialen Vorstrukturierung von intimen Interaktionsformen, so wird diese ausgeglichen durch das Regelsystem, das sich die Akteure in ihrer gemeinsamen Geschichte selbst aufbauen. Im Wechselspiel von Handlung, Deutungen der Handlung und Reaktionen auf die Primärhandlung entsteht ein dünnes Erwartungsgefüge, das sich mit der Dauer einer Beziehung verfestigt und zu einer strukturierten Privatsprache gerinnt und den Liebenden Handlungs- und Erwartungssicherheiten bietet. Entscheidend aber ist, daß es sich um eine Privatsprache handelt, die von den Liebenden selbst entwickelt, von anderen kaum verstehbar ist, und entsprechend auf neue Intimbeziehungen kaum übertragbar ist. Das Eingehen von Neubeziehungen ist aber der für das Thema Aids interessante Fall. Gerade in diesen Fällen verschärft sich der anomische Charakter intimer Interaktionen: Weder kulturelle Muster noch eine private Sprache strukturieren den

Handlungsablauf. Die wechselseitigen Orientierungen des Handelns müssen erst entwickelt werden, Unsicherheiten und Mißverständnisse begleiten die Interaktion.

2. Bildet das Prinzip der Gegenseitigkeit und Symmetrie einen festen Bestandteil des Ideals romantischer Liebe, so galt dies nur in beschränktem Maße für den Bereich der Sexualität. Das, was die Frau in sexuellen Interaktionen tat, wurde als Hingabe und Erdulden etikettiert, sie selbst war kein handelndes Subjekt. Erst die Frauenbewegung dieses Jahrhunderts konnte das Prinzip der Symmetrie auch für sexuelle Interaktionen breitenwirksam durchsetzen. Damit verschärft sich aber das Problem intimer interaktiver Unsicherheit, da die Situation den Charakter doppelter Kontingenz, doppelter Unsicherheit erhält. Erst mit der Durchsetzung des Gebots sexueller Symmetrie wird die Frau zur Handelnden, deren Bedürfnisse berücksichtigt werden müssen, erst mit dieser Umstellung entsteht der Bedarf an wechselseitiger Orientierung und das Problem, wie dies angesichts einer fehlenden Interaktionskultur abgefangen werden kann.

Das bis hierhin gezeichnete Bild des kulturellen Deutungsmusters für Intimität ist sicherlich überzeichnet und bedarf der doppelten Einschränkung.

1. Fehlt es auch an einem feingliederten Kulturmuster für Intimität, so gibt es umgekehrt doch eine Fülle an situativen Definitionshilfen. Dazu gehören gesellschaftlich definierte Orte, Zeiten und Sprachformen für das Kennenlernen, kulturelle Definitionen von angemessenen Atmosphären und Verhaltensformen. Vergleicht man allerdings solche dünnen Situationsdefinitionshilfen mit der Eindeutigkeit der Strukturiertheit anderer Teilsysteme (Ökonomie, Politik, Wissenschaft), so handelt es sich beim Bereich der Intimität nicht eigentlich um Interaktionsmuster – dafür sind die kulturellen Offerten zu diffus und allein situationspezifisch.
2. Bildet romantische Liebe das offizielle Muster für Intimität in unserer Gesellschaft, so mag sich hinter diesem öffentlichen, orthodoxen Diskurs eine Kultur der Unorthodoxie verbergen, die sich aus Privatwissen und individuellen Lösungsformen zusammensetzt. Gerade weil es sich aber um individuelle Lösungsformen handelt, die der Öffentlichkeit entzogen sind, ist unser Wissen darüber so gering. Die Tatsache, daß wir über die Aushandlungsmuster von Sexualität so wenig wissen, ist selbst eine Konsequenz eines Kulturmusters von Intimität, das den Bereich der Sexualität dem öffentlichen Diskurs entzieht und als reine

Privatangelegenheit definiert. Eine empirische Rekonstruktion von Intimitätsmustern muß den Blick auf das Detailwissen und die vielen kleinen Verständigungstechniken der Akteure richten.

II. Intimität, risikoarmes Sexualverhalten und die Chancen der Aufklärung

Stimmt der hier diagnostizierte Befund, daß es sich beim Bereich intimer Kommunikation um einen sozial unterstrukturierten Bereich handelt, der für die handelnden Personen, gerade wenn es sich um eine Neubeziehung handelt, mit hohen Unsicherheiten und Orientierungslosigkeit verbunden ist, so potenziert sich die Problematik der Situation, wenn risikoarmes Handeln zum Zweck der Vermeidung einer Infizierung mit Aids thematisiert werden soll. Gerade weil es an einer gemeinsam geteilten Kommunikationskultur für Intimität mangelt, läßt sich das Thema Aids-Vermeidung an keiner Stelle richtig in das Interaktionsmuster einhaken.

Hinzu kommt, daß Sexualität und Intimität auf der einen Seite und Aids auf der anderen Seite zwei diametral entgegengesetzte semantische Ladungen besitzen.

1. Das semantische Differential von Aids ist im Bereich von Tod, Leiden, Seuche zu lokalisieren, mit Sexualität wird Lust, Genuß und Leben assoziiert.
2. Zu dem romantischen Ideal der Liebe gehört das Prinzip der Einzigartigkeit. Wird Aids beim Kennenlernen neuer Intimpartner thematisiert, so klingt damit die Wahrscheinlichkeit anderer Intimbeziehungen an. Wechselseitiges Mißtrauen bezüglich der Lebensweise des jeweilig anderen kommt auf – die Atmosphäre ist dahin. Selbst risikobewußte Menschen – so steht zu vermuten – optieren in der Situation des Intimwerdens für Risikobereitschaft oder genauer: sie blenden das Risiko aus.

Erweist sich die hier entwickelte theoretische Skizze als richtig – und dies ist eine empirische Frage, die in einem empirischen Projekt, zu dem die Ausführungen den theoretischen Leitfaden bilden, überprüft werden soll –, dann kann man die Motive, warum Menschen keine risikoarmen sexuellen Verhaltensweisen praktizieren, besser verstehen, weil die sozialen Bedingungsfaktoren verständlich gemacht worden sind. Die entwickelten Thesen beinhalten aber auch Implikationen für eine auf Verhaltensänderung gerichtete Aufklärung.

Eine Umstellung von sexuellen Interaktionen auf risikoarme Praktiken hängt zum einen von dem *kognitiven Wissen* von Personen über Infektionsgefahren und Techniken der Infektionsvermeidung ab, zum zweiten von der Anschlußfähigkeit an und die Integration in die *Psychodynamik* der einzelnen Akteure und drittens von den Chancen und Problemen der Umsetzung dieses Wissens in konkrete *Handlungsvollzüge*. Aufklärung muß sich entsprechend auf alle drei Seiten beziehen, der Akzent der Aufklärungskampagne in der Bundesrepublik liegt allein auf der Übermittlung von Wissen. Erweisen sich die hier entwickelten Thesen aber als plausibel, dann bedarf es darüberhinaus einer *handlungsorientierten Aufklärung*. Diese müßte entsprechend "vorgelebte" Interaktions- und Thematisierungsformen und Kommunikationshilfen anbieten, so daß die entscheidende Situation im Bett kommunikativ erleichtert wird. Aus der psychologischen Lerntheorie weiß man, daß Menschen gerade in unstrukturierten und unsicheren Situationen auf eine Imitation gesehener Verhaltensmuster zur Situationsbewältigung zurückgreifen. Dabei gälte es, an die kleinen Verständigungstechniken und das Privatwissen der risikovermeidenden Personen anzuknüpfen und Interaktionsverläufe des geglückten Aushandelns von Safer-Sex-Praktiken darzustellen. Gerade weil der Bereich der Intimität in unserer Kultur in einem solch starken Maße dem öffentlichen Diskurs entzogen ist, sind einer massenmedialen Aufklärung aber auch Grenzen gesetzt. Die Darstellung von Safer-Sex-Praktiken könnte Tabuzonen verletzen und entsprechend ihr Aufklärungsziel verfehlen. Hier müßten von entsprechenden Experten Mittelwege beschrritten werden.